

Zeitschrift: Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Band: 31 (2004)
Heft: 6

Artikel: Weihnachtsgeschichte : als für mich das Christkind starb...
Autor: Hammel, Hanspeter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-910023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Weihnachtsbeleuchtungen verzaubern die Häuser und bringen Kinderaugen zum Glänzen.

Als für mich das Christkind starb...

Es war Weihnachten 1958, als für mich das Christkind starb.

VON -MINU

SCHON FRÜH MORGENS spürten wir dieses zitterige Lampenfieber vor dem Grosseignis des Heiligen Abends, ein süßes Magenbeben, das eben nur Kinder spüren können – Kinder, die bedingungslos an das Wunderbare des Christkinds glauben.

Diese Kinder schreiben dem Christkind Briefe auf Weihnachtspapier und schicken ihm vor dem Einschlafen noch ein paar heisse Wünsche zum Himmel.

Meine Eltern waren überzeugte «Weihnächtler». Sie machten aus dem Dezember einen Zaubermonat mit tausend Geheimnissen. Die Schlafzimmertüre wurde zugesperrt – und mitunter doch kurz offen gelassen, damit wir die Geschenkpakete, die sich auf dem Kleiderkasten stapelten, kurz erspähen konnten. Das liess unser Vorweihnachtsfieber steigen.

Natürlich hatte jedes Familienmitglied seinen eigenen Adventskalender. Ohne Glimmer wäre es nicht das Richtige gewe-

sen. Die kitschige Schneezeichnung mit den Zwergen, den Rehlein und dem Weihnachtsbaum im Winterwald mussten glänzen und flimmern. Und immer, wenn wir von der Schule nach Hause kamen, leuchtete uns ein hell erleuchteter Stern vom Stubenfenster aus zu. Diese Sterne haben damals an allen Schweizer Fenstern gefunktelt – lange bevor die Leuchttannen in den Vorgärten gewachsen sind. Und die Städte mit den Lichtergirlanden und Neon-Samichläusen zu weihnächtlichen Broadway-Shows wurden.

Am Adventskalender war das Türchen mit der «24» stets das grösste. Und auch geheimnisvollste. «Ihr dürft es aber erst am 24. öffnen» – lagen uns die Alten in den Ohren. «Wer die Wundernase nicht im Zaun hält und schon vorher zu erspähen versucht, was hinter dem Tor liegt, der wird einen traurigen Moment erleben. Der Zauber ist dann dahin...»

Also warteten wir bis zu jenem wunderbaren Morgen des 24. Dezembers. Dann wurde auch das letzte Tor geöffnet – und die heilige Familie, die nun unter der Weihnachtstanne im Schnee lag, stachelte unsere Vorfreude auf das Fest noch weiter an.

An jenem Morgen aber war das anders. Bereits eine Woche vorher hatte mich Rosie, meine Schulfreundin, genervt: «Also – wir

sind doch keine Kinder mehr! Da passiert gar nichts, wenn du dieses Fenster öffnest...»

«Mit acht Jahren sind alle noch Kinder», versuchte ich standhaft zu bleiben.

«Ihr Buben vielleicht. Ihr seid dumme Wichtigtuer. Aber wir Mädchen sind euch voraus. Ich habe jedenfalls mein letztes Fenster gestern schon geöffnet. Und es ist nichts passiert.»

Ich war nun doch neugierig: «Und was hast du gesehen?»

«Das Übliche eben – die Krippe und den Esel. Und die Mutter Gottes und...»

Ich habe mich von Rosie beschwatzen lassen. Und ganz sorgfältig das kleine Kartoffenster geöffnet. Nur ganz wenig – damit ich es sofort wieder schliessen konnte. Aber es reichte: Ich sah das Jesuskind in seiner Krippe liegen... ich sah den Lichterkranz... und ganz plötzlich spürte ich eine tiefe Traurigkeit in mir.

Hastig drückte ich das Türchen wieder zu, wollte das Geschehene ungeschehen machen – aber es war umsonst. Mein Herz blieb schwer – und die frohen Tage vor dem grossen Moment waren plötzlich nicht mehr so hell und funkelnd. Hinzu kam, dass Rosie mich auf die Seite nahm und sagte: «Das mit dem Christkind und den Geschen-

ken ist wie mit dem Osterhasen und dem St. Nikolaus: alles Märchen für kleine Kinder. Höchste Zeit, dass du das auch merkst – schliesslich bist du kein kleines Kind mehr...»

Damals starb in mir das Christkind mit all seinen wunderschönen Geheimnissen und Wundern.

Ich schlich tagelang herum und meine Mutter beobachtete mich besorgt: «Du wirst mir doch hoffentlich nicht krank...»

Sie wusste nicht, dass ich ins Land der Geheimnisse eingedrungen und der Zauber nun dahin war.

Als ich an jenem Morgen vor den Augen meiner Eltern das grosse Kalendertürchen öffnete, täuschte ich Überraschung und Freude vor. «Oh – schaut. Die Heilige Familie. Wie wunderschön.» In meinem Innern aber weinte es. Ich hatte meine erste grosse Lebenserfahrung hinter mir.

Im Haus begann nun das aufgeregte Vorbereiten eines Heiligen Abends. Zum sechsten Mal musste mein Vater versprechen, um halb neun Uhr vom Dienst direkt nach Hause zu kommen. Er war Trämli. Und erzählte später immer wieder von diesen Fahrten durch den Heiligen Abend. «Das ist ein seltsames Gefühl. Du sitzt in deinem Blechschlitten – am Mittag herrscht in der Stadt ein hektisches Hin und Her mit Leuten, die Pakete schleppen oder dich nach einem Geschäft fragen, wo sie noch einen Spitz für den Christbaum kaufen können. Und dann nimmt dieses nervige Treiben plötzlich ab. Es wird stiller in den Strassen – hinter den Häuserfenstern flackern die ersten Kerzen an den Tannenästen. Und du fährst durch eine verzauberte Stadt. Manchmal fahren ein paar alte Leute mit dir – Menschen, die in dieser Nacht nicht alleine sein wollen...»

Während Vater also arbeitete, bereitete die Mutter das Weihnachtszimmer vor. Als Erstes wurde das Schlüsselloch mit Wachs verstopft: «Wehe wenn ihr guckt – dann fliegt das Christkind gleich wieder weg...» hörten wir sie rufen. Und «Habt ihr den Kleiderbügel für Tante Nelly fertig?»

Das Einzige, was mich an der Vorweihnachtszeit störte, war dieser ständige Stress mit der Bastlerei – ganz besonders für Kinder mit zwei linken Händen. Meine Tanten und Onkel wurden mit scheusslichen, bemalten Holztellerchen, verzierten Klorollen-Ständern und Schlüsselanhängern beschenkt. Auch Mutters stolzes «Selbstgebastel» war keine Entschuldigung für die

teilweise monströsen Resultate. Aber die lieben Verwandten nahmen die überzogenen Kleiderbügel stoisch entgegen, schickten einander verständnisvolle, lächelnde Blicke zu und umarmten uns: «Genau, was ich mir gewünscht habe.»

Ein ähnlicher Ärger wurde uns Kindern mit dem Weihnachtsgedicht und dem Blockflötenkonzert aufgeladen. Ohne wären wir nie an die Geschenke gekommen. Also leierten wir die mühsam auswendig gelernten Strophen vor der Tanne runter, wobei unsere Blicke fiebrig den Geschenkberg nach den gewünschten Skis abgrasteten. «Nicht leiern... langsamer. Mit Gefühl...», ermahnte uns die Mutter dann. Und Onkel Alphonse setzte erstmals den Flachmann an, weil ihm das Vorspiel zum Essen zu lange wurde.

Mutter bestand bei der Feier auf den «traditionellen Rahmen», wie sie es nannte. Zuerst wurde gesungen. Gemeinsam. Bei «Stille Nacht» tönnte die erste Strophe noch ganz leidlich – bei der «himmlischen Ruuh» kamen wir gross in Fahrt. Doch danach kam das «Aus». Da eierten wir durch den Text, summten «lallalla» und schauten etwas geniert im Kreis herum. Nur die Kemsberweg-Omi hatte ihren Geschenkkorb unter dem Baum fest im Blick und zählte heimlich die Sachen ab, um dann beim Nachtessen Bilanz zu ziehen: «Letztes Jahr war's eine Flasche Malaga mehr...»

Nach dem Singen kam die Kinderquälerei mit den Gedichten und dem Blockflötenkonzert. Endlich griff Mutter zur Bibel und las daraus die Heilige Geschichte vor. Tante Irmgard fingerte derweil an einer Kerze herum und behauptete mit ihrem sonoren Bass, die würde demnächst den Baum abfackeln. Und obwohl Mutters Stimme nun lauter und die Weihnachtsgeschichte schneller wurde, war das Stichwort gegeben: «Einfach unverschämt, was die heute für Weihnachtsbäume verlangen.»

Dann kam das «Amen» und dann das Nachtessen.

Auch das Menu war traditionell. Schon den ganzen Tag lang hatte der Duft von «Schüfeli» auf Dörrbohnen in der Wohnung gehangen. Er gehörte zum Heiligen Abend wie die Gutzibackwolken zum Advent.


Nach dem «Schüfeli» wurde die «brennti Crème» mit den Weihnachtsgutzi und den Mandarinen serviert. Ich war nie ein grosser Freund von «Schüfeli» gewesen. Und als ich längst erwachsen war, bat ich Mutter, doch

auch auf die nun überall üblichen Fondues chinois umzusteigen. Aber Mutter winkte erschrocken ab: «Auf gar keinen Fall. Dein Vater wäre ohne «Schüfeli» am Heiligen Abend todunglücklich. Es gehört einfach dazu...» (Tatsächlich hat mich nach dem Tod meiner Mutter eben dieser Vater vor Weihnachten angerufen: «Wir könnten doch einmal ein anderes Menu servieren. Ich habe das «Schüfeli» doch immer nur deiner Mutter zuliebe gegessen.»

An jenem Heiligen Abend 1958 also stand ich in der Küche und wartete darauf, dass aus dem Weihnachtszimmer das Glöcklein klingeln würde. Mutter würde, wenn ich hereinstürmte, das Fenster schliessen und mich anlächeln: «Das Christkind ist da gewesen.»

Die Grossen würden gespannt auf mein Gesicht schauen – sie wollten einen Augenblick ihre Kindheit zurück. Und ich musste diese kindliche unverdorben Freude heucheln.

Von Weitem hörte ich das Glöckchen.

Ich betrat die warme Stube – und die Lichter des Baumes blendeten mich... 

Hanspeter Hammel alias -minu ist Kolumnist und Buchautor und lebt in Basel.



Christbaumkugeln – von Kindern geblasen.